

Marei Brauer

Des Glückes Schmied

Das Recht, die Rechten ...
und die Selbstgerechten



novum  pro

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger, elektronische Datenträger und -auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

© 2011 novum publishing gmbh

ISBN Printausgabe: 978-3-99003-494-1

ISBN e-book: 978-3-99026-335-8

Lektorat: Angelika Glock

Umschlagfotos: Verity Johnson | Dreamstime.com, Szakál Roland | Dreamstime.com, Konstantin Yuganov | Dreamstime.com

Gedruckt in der Europäischen Union auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem -Papier.

www.novumpro.com

AUSTRIA · GERMANY · HUNGARY · SPAIN · SWITZERLAND

Vorwort

Ich weiß, dass mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus lässt genießen.
J. W. v. Goethe

(Diese Geschichte ist, wie viele anderen Geschichten über das Leben, angefangen von der biblischen Geschichte über die Buddenbrooks bis zum Steppenwolf, selbstredend voll und ganz erfunden, jede etwaige Ähnlichkeit mit lebenden Personen oder geschichtlichen Ereignissen ist rein zufällig und hält im Hinblick auf die Realität den Vergleich mit Science-Fiction- oder Fantasy-Storys niemals aus.)

1. Kapitel

Ein kühler Wind aus Nordwest ließ Silvi frösteln. Sie versuchte die Knöpfe ihrer Jacke zu schließen. Ihre Hände, ihre Finger zitterten, sie schaffte es nicht. Tränen rannen über ihre Wangen.

„Noch nicht einmal mehr das kann ich!“ Ein trockenes Schluchzen würgte sie in der Kehle. Mühsam erhob sie sich von der Bank unter dem schiefen Apfelbaum am Teich. Ihre Beine gehorchten ihr nach dem letzten psychischen Zusammenbruch noch nicht wieder. Auf ihren Stock gestützt ging sie langsam den Weg durch den Garten zurück zum Haus. Nach jedem dritten Schritt legte sie eine Pause ein, um Kraft zu sammeln für die nächsten drei Schritte.

„Ich sollte wirklich Schluss machen, endlich Schluss mit dieser elenden Quälerei. Früher, ja früher habe ich es geschafft, andere aus Lebenslöchern herauszuziehen. Jetzt ist meine Kraft versiegt. Für mich reicht es nicht mehr. Sie haben mir den Schneid endgültig abgekauft.

Dabei hatte alles, nach einigen Hürden, so hoffnungsvoll begonnen.“

Vor vielen Jahren, als Silvi und ihr damaliger Lebensgefährte Kurt noch in der Großstadt lebten, in einer guten Wohngegend, wurden sie immer häufiger durch Nachrichten über Raubüberfälle und Einbrüche, die in ihrem und in benachbarten Vierteln geschahen, aufgeschreckt. Sowohl bei den Überfällen als auch bei den Einbrüchen schien es den Tätern nicht nur um Beute zu gehen, vielmehr darum möglichst viel Schaden anzurichten, wobei die Demolierung von Kraftfahrzeugen, Mobiliar und Geräten noch das Harmloseste war. Viel beängstigender waren die brutalen Misshandlungen an den Überfallenen, an deren Folterung und Leid sich die Täter regelrecht aufzugeilen schienen. Es

erinnerte irgendwie frappant an die Übergriffe der SS und SA zu Zeiten des Nationalsozialismus. Diese sadistische Mistbrut wurde so gut wie nie erwischt, die Obrigkeit zuckte hilflos mit den Schultern. Wurde man ihrer in seltenen Fällen zufällig habhaft, belohnte sie die Justiz mit einem lächerlichen Strafmaß, das sie nur als Aufforderung für weitere Straftaten betrachten konnten. Längst schon hatten sich die beiden damit abgefunden, dass nichts anderes übrig blieb, als sich mit dem in einer Großstadt zur Normalität erklärten Level an Kriminalität abzufinden und zu lernen, unsicheren und gefährlichen Situationen auszuweichen, dabei das Gefühl der Ohnmacht und Feigheit zu verdrängen und einen guten Teil der Menschenrechte und der eigenen Menschenwürde auszubuchen. In den betroffenen Wohnvierteln zerrte jedoch die Angst, selbst Opfer einer solchen Gewalttat zu werden, zunehmend an den Nerven der Bewohner, da sie noch nicht einmal mehr in den eigenen vier Wänden sicher waren vor diesem als Normalität anerkannten kriminellen Terror, vor dem man sich bisher in einem gutbürgerlichen Viertel geschützt gefühlt hatte. Es wurde immer offensichtlicher, dass die Realität der Kriminalität sich zusehends dreister auf der Unzulänglichkeit der demokratischen Rechtsordnung austobte und null und nichts mehr gegen den Pol sprung, der Unrecht zu Recht gemacht hatte, auszurichten war.

Nur noch Flucht schien zu helfen, immer mehr der bekannten Gesichter aus dem Wohnviertel verschwanden, neue tauchten auf, das Lebensklima wurde schlechter, rücksichtsloser, lauter, unverschämter, die dreiste Mentalität der Sieger um jeden Preis schuf sich Raum. Kleine Läden schlossen, da ihre bisherige Kundschaft weggezogen war, Spielhöllen, Kneipen und ihnen angegliederte legale und illegale Puffs traten an ihre Stelle. Die ohnehin schon katastrophale Parkplatzsituation, die bisher durch die Toleranz der Anwohner austariert worden war, wurde unerträglich.

Der Impuls, von der Stadt aufs Land zu ziehen, ging von einem Ereignis aus, das sich in nächster Nähe, gerade mal um die Ecke, zutrug. Ein Anwohner hatte sich wiederholt bei einem der Spielhöhlenbetreiber, der ihm regelmäßig seine Ausfahrt zuparkte, beschwert und angedroht, dessen Fahrzeug abschleppen zu lassen, da er bereits mehrere Male morgens nicht rechtzeitig hatte zur Arbeit aufbrechen können. Aus Zorn über diese Rüge stach der Falschparker den Beschwerdeführer nieder, übergoss ihn anschließend mit Benzin und zündete ihn an, am helllichten Tag in den frühen Morgenstunden. Ein Nachbar mit Blasenbeschwerden, der den Vorfall zu so früher Stunde von seinem Klosettfenster aus beobachtet hatte, alarmierte die Feuerwehr, den Notarzt, die Polizei, die sich fleißig, aber erfolglos um das Desaster kümmerten. Der Anwohner starb an den Messerstichen und den Verbrennungen, der Messerstecher und Zündler war geflohen und raste weiterhin abgedreht in der Welt herum. So motiviert, suchten sich Silvi und Kurt eine Bleibe auf dem als friedlicher geltenden Land, gaben ihr Domizil in der Stadt auf und nahmen dafür einen langen, zeitraubenden Weg zur Arbeit und zur Uni in Kauf.

2. Kapitel

Mehrere Jahre lebten sie sporadisch, sogar glücklich, in einem alten Häuschen, einer kleinen Nachkriegskate im Hinterhof eines Mehrfamilienhauses, in einem angenehm ruhig gelegenen Viertel einer aus mehreren Dörfern zusammengewürfelten Kleinstadt, bis eine Veränderung im Leben Kurts zur Trennung führte. Nach einem schier endlosen Studium, das zum großen Teil von Silvi finanziert worden war, hatte er endlich, nach dem zweiten Anlauf, seinen Abschluss geschafft und in einer anderen, entfernten Stadt eine Arbeitsstelle gefunden. Er zog aus, und da sich ihre Zweisamkeit, zumal nach seinen wiederholten Abstürzen in Alkoholismus, ohnehin nicht als die große Liebe erwiesen hatte, verloren sie sich undramatisch aus den Augen. Im Grunde war sie erleichtert darüber, dass er nun eine Chance hatte, seinen Weg zu machen, einen Weg, auf dem sie offenbar keinen Platz hatte. Er hatte deutlich genug signalisiert, dass er den schlimmsten Teil seines Lebens, seine Abstürze in die Alkoholabhängigkeit, hinter sich lassen wollte und damit auch Silvi, die ihn in dieser Zeit zwar gestützt und unterstützt hatte, ihn jetzt jedoch auch an seine Phase absoluter Heldenlabilität erinnerte. Im Rückblick war diese Beziehung ein einziges Desaster gewesen.

Der Urgrund seines Alkoholismus lag wohl in einem sorglosen, traditionellen Umgang mit diesem Phänomen innerhalb Kurts gesamter Sippschaft, in der Kampftrinken als eine Heldentat galt. Keine Seltenheit, im Grunde gehört das bis dato zu dem Überzeugungsrepertoire des Heldentums. Wie man es auch nennen will, Veranlagung oder Nachahmung der Eltern, die beide Alkoholiker waren, ebenso waren sein Bruder und seine Schwester keineswegs einem Tropfen abgeneigt. Bemerkenswerterweise erklärte er den Alkoholismus seiner Geschwister für normal, umspann

den seines Vaters mit einer Heldenaura, während er den seiner Mutter verurteilte, sie dafür verachtete, erniedrigte und demütigte. Während seine Pubertät offensichtlich noch die Generalprobe markierte, kam seine Sucht nach dem Abitur voll zum Ausbruch, wurde jedoch durch berufliche Überforderung erst zur Kür. Kurt fühlte sich der Verantwortung und dem Stress in seinem Job als Börsenmakler nicht gewachsen, lehnte es aber aus Prestige Gründen ab, sich etwas Einfacheres zu suchen, musste sich schließlich morgens Mut antrinken und dann immer öfter tagsüber, vor jedem Deal, vor jedem Gespräch und dann immer mehr. Mehrere Entzüge hatten nichts gebracht, weil sein Grundproblem, die Überforderung, nicht ausgeräumt worden war. Bis er schließlich gegen den Willen und Protest seiner Familie seinen prestigeträchtigen und lukrativen Beruf aufgab und ein Soziologiestudium begann.

Nach seinem letzten Entzug und im zweiten Semester hatte er Silvi kennengelernt und war guten Mutes, dass er dieses Mal über den Berg sei, sein Leben ohne Alkohol packen würde, wie er ihr in überschwänglicher Jovialität versicherte, er brauche dazu nur eine starke Frau.

In der ersten Zeit ihrer Zweisamkeit war ihr die Vehemenz seiner Alkoholsucht nicht bewusst geworden, sie hatte mit diesem Phänomen kaum Erfahrung, so etwas hatte es in ihrer Familie und auch in ihrem bisherigen Freundes- und Bekanntenkreis nicht gegeben. Nur im Kollegenkreis war sie bisher mit Alkoholikern konfrontiert gewesen. Da war eine kaputte Leber, die nicht mehr soff, dafür aber Kette rauchte, zu einem unerträglichen Choleriker mutierte, der ohne Zigaretten sang- und klanglos und leichenblass auf seinem Schreibtischfauteuil zusammenklappte. Da gab es zwei alkoholabhängige Chefs, einer ging gar nicht mehr nach Hause, pendelte vielmehr nur noch zwischen Happy Hour bis zum nächsten Morgen und seinem Büro, bis er nach dem Frühstück einer kompletten Flasche Jonny Walker total desorientiert von einem seiner Kollegen ins Krankenhaus gebracht wurde und von der Bildfläche verschwunden blieb.

Der andere ließ sich von seiner Frau zur Arbeit fahren und abholen, weil er zu daueralkoholisiert war, um selbst fahren zu können. Seinen Job machte Silvi, er unterschrieb nur noch auf der gestrichelten Linie, was, war ihm schon längst egal, wenn nur genug Wodka in seinem Schreibtischschrank stand, für dessen Nachschub seine Angetraute sorgte, die um ihr nobles Ambiente fürchtete und wohl auf eine beträchtliche Lebensversicherung spekulierte. Beide kosteten Silvi den Job. In den hohen Etagen der Wirtschaftswelt übernahm ein Nachfolger selten die Crew des Vorgängers, meistens brachten sie ihre Ammen mit. Heute, wo nur noch Jugend zählt und man Berufserfahrung als Bedrohung der eigenen Unfähigkeit sieht, ist das vielleicht anders.

Silvi sah, wie sehr Kurt in seinen trockenen Phasen unter der Ausgrenzung aus seiner Familie und aus seinem ehemaligen Freundes- und Bekanntenkreis litt, in denen Alkoholismus als normales Heldenphänomen betrachtet wurde. Sie erlebte mit, wie seine Versuche, abstinent zu bleiben, von seinen engsten Freunden torpediert wurden, indem sie ihm in seine Softdrinks heimlich Alkohol mischten, ihn auslachten, wenn er das Zeug trank und wieder mit der Sucht kämpfte, wie sie ihn ebenso als Heiligen oder Feigling auslachten und verspotteten, wenn er den Drink ablehnte, weil er den Alkohol darin rechtzeitig roch. Ihr Verhalten empfand Silvi als unbeschreiblich grausam und dumm. Nur wenig, wenn überhaupt, von der Sucht entfernt, machten sie einen, der es wagte, diese verquere Heldendemonstration zu hinterfragen und loszuwerden, fix und fertig. Diesem Grundtenor des Heldentums sollte Silvi jedoch in ihrem Leben noch öfter begegnen. Schließlich verweigerte sie ihre Präsenz auf diesen Massenbesäufnissen, woraufhin auch Kurt begann diese Gesellschaft zu meiden, wie man ihn wegen seiner Abstinenz mied und nicht mehr zu Festen einlud.

Je länger die Phase der Abstinenz andauerte, desto aggressiver wurde er gegen Silvi. Ein regelrechter Hass

entlud sich gegen sie, wenn sie sich im Freundeskreis außer Haus selten genug ein Glas Wein genehmigte. Zu Hause war das ohnehin nicht möglich, da jede Flasche Wein oder anderes Alkoholhaltiges bei ihm eine unerträgliche Unruhe hervorrief. Jedes Geschenk, das Alkohol enthielt, auch Kirschpralinen oder Schokolade, sogar Kuchen, in dem Rumaroma verarbeitet war, den ihr zu ihrem Geburtstag arglos eine Freundin gebacken hatte, um ihr eine Freude zu machen, versetzten ihn so in Panik, bis er schließlich in einem Anfall darüber herfiel, die Flaschen gierig in einem Zug leer soff, die Pralinen, die Schokolade, den Kuchen auf einmal auffraß wie ein Tier, die Hälfte davon wieder erbrach und danach in eine unbeschreibliche Jämmerlichkeit verfiel, die Silvi das Letzte abrang, um ihn nicht zu verachten. Sie versuchte eine Seele hinter ihm zu sehen, die mit einer verkorksten Kindheit und einer kalten, lebensfeindlichen Realität kämpfte, aber es schob sich immer öfter ein zunehmend gewalttätigeres Monster dazwischen, das sich vollkommen seinen Trieben und Begierden auslieferte und noch auf dem Recht darauf beharrte, so zu sein, wie es ist, weil ja im Grunde alle so seien. Sie begann sich vor seinen Feindseligkeitsausbrüchen zu fürchten. Nach einigen Monaten war die Versuchung in ihr immens groß gewesen angesichts dieser menschlichen Katastrophe, alles hinzuwerfen. Immer öfter sagte sie sich, „Das wird nichts, zieh Leine, solange du noch kannst!“, aber seine Erbärmlichkeit und ein seltsames Grundgefühl von Verantwortung hielten sie zurück. Sie räumte also in Zukunft alles Alkoholische aus seinem Weg und verzichtete selbst auf jeden Schluck, was ihr nicht sonderlich schwer fiel, sie machte sich aus dem Zeug nichts, das nur für kurze Zeit ein trügerisches Hochgefühl schafft und den oberflächlichen Mut der Zerstreuung provoziert, um danach eine gähnende Leere zu hinterlassen. Trotzdem trank Kurt weiter, zunächst in Kneipen, dann wieder zu Hause, und das bis zu einem Level, das ihn schweigsam, aber erträglich machte. Jede Kritik an seiner Trinkerei und an seinem Zustand verbat er

sich und trank daraufhin aus Trotz nur noch mehr. Jede Anspannung in seinem Studium und jeder Fehlschlag verursachte ein wahres Kampftrinken, als wolle er sich nicht nur wie sonst betäuben, sondern endgültig totsaufen. Auf Festen war er meistens schon nach einer Stunde komplett betrunken und nach einer weiteren kaum noch transportfähig, was alle lustig, harmlos und normal fanden außer Silvi. Immer häufiger kam es zu Ausfällen im Straßenverkehr, da er stur darauf bestand, selbst zu fahren, in schwierigen Verkehrssituationen jedoch einfach aus dem Auto sprang und davonlief. Sie rutschte dann auf den Fahrersitz und rettete, was es noch zu retten gab, im allgemeinen Hupkonzert derer, die glauben, von solcher Schmach frei zu sein und sich nur abends vor dem Fernseher volllaufen lassen, wo keiner mehr am Ende so recht weiß, wie viele Biere und Schnäpse es waren, ob die Flasche halb leer oder fast voll war, jedenfalls waren die Chips schuld, die waren zu salzig oder zu scharf, man fragte sich dann nur, wo plötzlich das viele Übergewicht herkam, wo man doch bei Tisch gar nicht so viel aß.

Seine Launen, seine extremen Stimmungsschwankungen zwischen aggressivem, ja gewalttätigem Zwang zur Heldenkrampfverehrung und labiler Jämmerlichkeit waren für Silvi immer weniger psychisch zu verdauen. Ausgerechnet jetzt wurde sie trotz Pille schwanger. Wie sollte es nun weitergehen? Als sie ihn von ihrem Umstand unterrichtete, hatte sie den Eindruck, dass er die Bedeutung dessen, was sie ihm mitteilte, gar nicht realisierte, obwohl er zu diesem Zeitpunkt nicht betrunken war. Er entgegnete nur, er habe entsetzliche Leberschmerzen und könne sich auf nichts mehr konzentrieren. Eine Odyssee begann, sie versuchte herauszufinden, mit wie viel Unterstützung sie, wenn sie das Kind austragen würde, von der öffentlichen Hand rechnen könne, bis es alt genug wäre für eine Kindertagesstätte und sie wieder arbeiten könne. Denn eines war sicher, einem Alkoholiker würde sie das Kind zur Beaufsichtigung nicht überlassen. Seine Eltern waren

ebenfalls alkoholsüchtig, ihre eigenen zu alt und zu weit entfernt, und von beiden Seiten war finanzielle Unterstützung nicht zu erwarten. Es war ein ernüchterndes Rechenexempel, das für alle den Absturz in Armut bedeutet hätte, für das Kind, für Kurt und auch für Silvi. Den Weg zu den Anonymen Alkoholikern hätte sie sich sparen können. Nicht sie müsse kommen, sondern er, und zwar freiwillig, und das könne, nach der Schilderung seines gegenwärtigen Zustands und seines Backgrounds, noch lange dauern. Es hätte keinen Sinn, ihm weiter entgegenzukommen, jede Kritik verschlimmere seinen Zustand ebenso wie Silvis Schweigen, das er wahlweise als Einverständnis oder als Provokation ausdeuten würde. Aha, und was jetzt? Das müsse sie selbst entscheiden, aber sie könne ihm so und so nicht helfen. Wenn sie bliebe, würden dann halt zwei oder in diesem Fall drei psychisch draufgehen, denn für ein Kind sei ein solcher Mensch noch weniger zu verkraften als für einen Erwachsenen, meinte der weibliche diensthabende Dragoner mit entwaffnender Ehrlichkeit. War es zu verantworten, ein Kind in eine solch hoffnungslose Situation hineinzugebären? Außer ärmlichen Verhältnissen und einem trunksüchtigen Vater hätte sie ihm nichts zu bieten. Würde sie jemals wieder Arbeit bekommen – als ledige Mutter? Die Wirtschaft reagierte damals noch ausgesprochen allergisch und ablehnend auf solche Gespanne. In ihrer Not und unter Zeitdruck entschied sie sich für einen Schwangerschaftsabbruch, den sie sich für den Rest ihres Lebens nie verzieh und den sie erbarmungslos abbüßte. Monatelang litt sie unter Albträumen von zerfetzten Kinderleibern, ganzen Türmen, angefüllt mit zerstückelten Kinderleichen, die sie anblickten, bis sie selbst von einem schwarzen kalten Loch aufgesogen wurde, in ein Nichts abstürzte und schreiend, von kaltem Schweiß triefend, aufwachte. Jede schwangere Frau, jedes Kind erinnerten sie an ihr eigenes, mit dem sie sich von der ersten Sekunde seiner Existenz intensiv verbunden gefühlt, mit ihm gesprochen, ihm die Situation erklärt hatte, bis sie sich zu

einer Entscheidung durchrang und sich dabei elend fühlte wie niemals zuvor, aber noch lange danach in ihrem Leben. Logisches Kalkül ist eine Sache, Liebe eine andere.

Kurt hatte beides kaltgelassen, sowohl die Schwangerschaft als auch der Schwangerschaftsabbruch, er hatte alles einfach ignoriert und totgeschwiegen. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie sehr er von seiner Sucht besessen, wie isoliert und egoistisch er durch sie war. Die zweite Entscheidung traf Silvi ganz plötzlich eines Nachts, als er endlos nicht nach Hause kam, sie aber das untrügliche Gefühl hatte, dass ihm irgendetwas zugestoßen sein musste. Sie steuerte seine Stammkneipe an, wurde belehrt, dass er schon vor Stunden total betrunken davongetorkelt sei, ohne zu bezahlen. Da sie der Meinung war, dass diese Kneipe schon genug an ihm verdient hatte, zahlte sie seine Zeche nicht. Im Schrittempo fuhr sie zweimal seinen Heimweg ab und fand ihn schließlich beim zweiten Mal bei eisiger Kälte im Straßengraben liegend, hievte das jammernde, heulende Bündel mithilfe eines nächtlichen Radfahrers ins Auto und brachte ihn nach Hause. Unter der Kotze und dem Dreck entdeckte sie eine klaffende, blutende Wunde am Kopf, und da er über entsetzliche Kopfschmerzen klagte und sich der Verdacht formierte, dass er eine Gehirnerschütterung habe, rief sie eine Ambulanz, klärte den freundlichen Johanniter über das Wie und Woher auf und drückte ihm seinen Krankenkassenausweis in die Hand. Als der Krankenwagen fort war, begann sie wie unter einem inneren Zwang ihre Sachen zu packen, nestelte die Wohnungsschlüssel von ihrem Schlüsselbund und wollte wieder ihres Weges gehen. So einfach ist das Leben aber nicht, nach einem weiteren Entzug stand er wieder vor ihr, bat um eine neue Chance und drohte mit Selbstmord, wenn sie ihm verweigert würde. Sie gab nach, und dieses Mal schaffte er es tatsächlich. Er leitete seine ganze Wut und Aggressivität, die seine Abstinenz begleiteten, in sein Studium um, paukte wie ein Irrsinniger, nahm auch die Hürde eines weiteren Fehlschlags, einer nicht bestanden

Prüfung, ohne wieder abzustürzen, und Silvi wurde sich immer sicherer, dass er es geschafft habe, von seiner Sucht loszukommen. Nach seinem Studienabschluss und während seiner Arbeitssuche stellte sich wieder die alte Aggressivität ein, und ganz subtil machte Kurt ihr klar, dass jetzt für ihn ein neues Leben begänne, das mit dem alten nichts mehr zu tun haben sollte. Sie schluckte die bittere Pille dieser Ausgrenzung und auch, dass er ihre jahrelange Studienhilfe bei der Trennung großzügig übersah und vergaß. Es dauerte mehrere Jahre, bis sie diesen entsetzlichen Leidensdruck, dem sie ausgesetzt gewesen war, überwunden hatte.

Nach vielen Jahren sah sie ihn wieder, von Weitem, besonders gesund und anders als damals schien er nicht zu sein, offensichtlich war er wieder abgestürzt. Es ist wirklich verwunderlich, was ein Organismus alles aushält, bevor er völlig ruiniert ist. Eine Seele hält weitaus weniger aus, sofern sie nicht suchtbetäubt ist. Belämmernd fand Silvi, dass Menschen, die keinen oder nur wenig Alkohol trinken, in dieser Gesellschaft immer noch äußerst geargwöhnt, bei Festivitäten als störend empfunden und als asketische Sektierer bezeichnet und gemieden werden wie die Pest, wie man so ziemlich alles Vernünftige als meidenswerte Pest verurteilt und im Einklang mit dem konsum- oder anderweitig süchtigen Rest unter allen Umständen zu verunsichern versucht oder vereint niedermacht.

Silvi versuchte sich damit zu trösten, dass es einfach so war, dass Menschen sich auseinanderleben. Gott sei Dank gehörte das lebenslange Verharren in einer Gewohnheits- oder Hassehe, wie es noch ein, zwei Generationen zuvor durchgepaukt worden war, bevor der Scheidungstrend über den großen Teich in die altkonservativen Gefilde schwappte, der Vergangenheit an. Froh darüber, buchte sie ihre geleistete Lebenshilfe aus und nahm sich vor, sich in Zukunft nicht mehr auf diese Weise missbrauchen zu lassen.

Kurz nachdem dieser Mann ausgezogen war, fand sie immer öfter in ihrem Briefkasten neofaschistisches

Propagandamaterial, was vorher nie der Fall gewesen war. Sie ließ sich von den Experten der antifaschistischen Gruppe, in der sie mitarbeitete, belehren, dass so etwas ganz normal sei, und da ohnehin gerade eine Wahl anstand, rechnete sie die Begebenheit zu dem allgemeinen Propagandagehudel, mit dem mensch zu solchen Zeiten beackert wird, maß der Häufigkeit des Schunds keine Bedeutung bei und beförderte ihn samt der übrigen Parteienwerbung in die Mülltonne.

Nach der Wahl hörte die Schundflut aber nicht auf, sondern verstärkte sich. Der Kasten war mit einiger Regelmäßigkeit bis zum Schlitz mit dem Zeug vollgestopft und klebte als Aufkleber auch ausgesprochen hartnäckig auf seiner Außenseite und sonst auf keinem Briefkasten, sowie sich auch keine Faschistenpamphlete in den anderen Briefkästen der Bewohner des Mehrfamilienhauses befanden. Damit stand fest, dass nur sie gemeint war, nicht die anderen Bewohner, ein junges, amerikanisches Pärchen aus einer der Kasernen in dieser Gegend, eine alte, über achtzigjährige Frau und ein gutmütiger, älterer Gärtner, der sich bei einem Unfall selbst ein halbes Bein abgesägt hatte und nun als Portier im Schichtdienst arbeitete.

Natürlich hatte sie sich auch an den von der antifaschistischen Gruppe organisierten Demonstrationen gegen die zunehmende und immer dreistere neofaschistische Präsenz und ihre öffentlichen Kultdemonstrationen beteiligt und wurde dadurch von ihrer naiven Auffassung von Recht und Ordnung ausgiebig kuriert. Nie wurde sie den Verdacht los, die Obrigkeit wolle die Faschisten vor den Antifaschisten schützen. Meistens waren sie ein schwächtiges Häuflein und auf jeden Demonstranten kamen ungefähr zwei Polizisten, und das zu einer Zeit, zu der wirklich militante, aggressive Autonome noch rar waren. Trotz ihres braven und geordneten Gebarens, mit dem sie ihre antifaschistische Überzeugung vertraten, machten sich die hinter Helmen mit Gesichtsschutz ver mummten Ordnungshüter einen Spaß daraus, am Schluss der

Demonstrationszüge Hetzjagden zu provozieren. Wenn das Drängen und Schieben von hinten immer intensiver wurde, versuchte sich mensch der Remperei durch Polizeischilder laufend und rennend zu entziehen, eine Jagd, welche die damals noch Grünberockten ungeheuer antörnte. Jeder Ausbruchsversuch wurde an der nächsten Engstelle, an der keiner ausweichen konnte und sich Grüppchen stauten, mit Hageln von Knüppelschlägen quittiert. Die Faschisten sahen all dem belustigt zu, sie hatten nichts zu befürchten, weder von den Antifaschisten noch von der Polizei. Irgendwann hatte Silvi diesen Ordnungsterror satt, zog sich an die Spitze des Zuges zurück und schleppte Transparente und Plakate, war dort jedoch durch die Präsenz der Presse, vor der sich die Obrigkeit anständig zeigen wollte, vor der Remperei und Prügelei geschützt. Das Verhängnis war, dass nun ihr Konterfei in der Zeitung erschien, ohne Namen und mit Balken, aber leider zum Wiedererkennen deutlich genug.

Die Aufkleber begannen zu wuchern, sie klebten auf der Heckklappe ihres Autos, dann auf den Türen, bedeckten schließlich die Windschutzscheibe, dann alle Scheiben des Gefährts, dann die Haustür. Als nächste Heldentat war das Dach ihres betagten, aber geliebten Gefährts aufgeschlitzt und der Innenraum mit faschistischen Pamphleten aufgefüllt worden. Offensichtlich wurde man das Zeug anderweitig noch nicht wieder los und konnte deshalb so großzügig damit um sich werfen. Silvi erwog, zur Polizei zu gehen, aber die Erfahrungen auf antifaschistischen Demonstrationen hatte sie ihr suspekt und absolut unsympathisch werden lassen. Also füllte sie den Propagandamüll in Plastiksäcke und flickte das Dach provisorisch, um es durch ein intaktes zu ersetzen, wenn sich der Faschistenterror gelegt hätte.

Bald erweiterte sich der Inhalt des Briefkastens durch aus Buchstaben zusammengeklebte Drohbriefe, die auch hinter den Scheibenwischern des Autos steckten. „Sowas wird fergast!“, „Foze wir griegen dich!“, „Wir besorgen dirs.“ „Eins, zwei, drei, wir hauen dich zu Prei.“ „Du wirst

todgeschlagen. Demnächst.“ Das Deutsch war echt drollig, aber Silvis Humor war bitter und die joviale Gleichgültigkeit ihrer Gruppenkollegen und -kolleginnen, die immer noch mit dem heldenhaften Brustton der Überzeugung Unbeteiligter behaupteten, das sei alles ganz normal, begann ihr auf die Nerven zu gehen. Keiner und keine von ihnen wohnte allein und war jemals auf diese vehemente Weise traktiert worden. Die faschistischen Wirs sparen sich ihren Heldenmut immer nur gegen Einzelne auf, einzelne Menschen, einzelne kleine Gruppen, bis die Wirs eine Masse bilden und sich allmächtig fühlen.

Das Unwesen wurde immer aggressiver. Eines Nachts kehrte sie wie üblich gegen zwölf Uhr von dem Treffen der antifaschistischen Gruppe zurück und musste das Auto, weil in der Nähe alles schon zugeparkt war, etwas weiter weg von ihrem Zuhause abstellen. Während sie die Strecke bis zur Gartenpforte zurücklegte, nahm sie fünfzehn, zwanzig Meter entfernt von dieser einen Wagen in Gegenrichtung parkend wahr, dessen Scheinwerfer plötzlich aufgeblendet wurden. Wenige Schritte vor ihrem Ziel öffneten sich die Türen dieses Wagens. Geblendet sah sie undeutlich zwei Männer aussteigen und auf sich zukommen. Da sie Army-Tarnkleidung trugen, dachte sie für einen Moment, dass sie vielleicht zu dem in dem Mietshaus lebenden Besatzungsrest gehörten. Entsetzen durchfuhr sie, als sie erkannte, dass einer der beiden eine schwarze Strumpfmassage trug, das Gesicht des anderen bis auf die Augen mit einem Tuch verhüllt war und beide mit Knüppeln bewaffnet waren. Mit drei Sätzen überwand sie die letzten paar Meter, sah aus den Augenwinkeln, dass auch die Männer zu laufen begannen, warf das Gartentor hinter sich zu, spurtete den Gartenweg bis zu ihrer Haustür entlang, schaffte es aufzuschließen, witschte in den Wohnraum, knallte die Tür hinter sich zu, drehte den Schlüssel zweimal im Schloss bis zum Anschlag um, legte die Kette vor und lehnte sich vor Panik nach Luft japsend gegen die Türfüllung. Sie war sich nicht sicher, wie weit diese Typen hinter ihr

hergerannt waren, ob sie gleich vor dem eingerasteten Gartentor kapituliert hatten, das sie jederzeit mit einem Sprung hätten überwinden können. Fest stand, dass sie Angst hatte, ganz normale, nackte Angst.

Angst, die ihr zum ersten Mal wirklich als differenziertes Gefühl zu Bewusstsein kam und nicht mehr nur als diffuses, bedrohliches Dunkel in ihr schwelte, aus dem sich gelegentlich die Nervosität vor dem Zahn- oder Frauenarztbesuch etwas deutlicher abzeichnete. Auch andere Ängste nahm sie jetzt deutlicher wahr, solche, die sich schon durch Verdrängung so in ihr Leben integriert hatten, dass sie sie automatisch durch eine verquere Lebenslogik, die sie ebenfalls als probates Mittel gegen sexistische Verachtung und Geringschätzung benutzte, zur Harmlosigkeit heruntergelogen und durch jedweden Konsum neutralisiert hatte wie eine Base eine Säure. Alle verdrängten Ängste waren wieder da:

Die Angst davor, durch einen sinnlosen Machtkampfschwachsinn atomar oder durch chemische Kampfstoffe verseucht zu werden und langsam siechend sterben oder in einer siechenden Welt dahinvegetieren zu müssen. Eine Angst, die erstmals unübersehbar durch die Tschernobylkatastrophe eine ernüchternde Bestätigung gefunden hatte, verstärkt durch das anschließende Rätselraten über die sonderbar erhöhten Strahlungswerte um angeblich so sichere Atomkraftwerke in unseren Breiten, die nun bei den häufigen Messungen so drastisch aus dem Rahmen fielen, auch aus dem durch die Katastrophe verursachten. Alle weiteren Störfälle, die ebenfalls, wie der russische GAU, mit erheblicher Verspätung durch die Medien kundgetan wurden, mit dem obligatorischen Geleier über die angebliche Gefährlosigkeit des Vorfalls für die Bevölkerung, sensibilisierten sie noch mehr. Weshalb Atomkraft mit unkalkulierbarem Risiko anstatt Sonnenenergie mit einer Unerschöpflichkeit bis zum Ende dieses Planeten? Weshalb, wenn nicht um das destruktive Potenzial der Atomenergie und damit den Horror vor einem

Atomtod aufrechtzuerhalten, und die Menschen weiterhin in ihrem verdrängten Angstpotenzial psychisch dahinsiechen zu lassen?! Es war lehrreich erstaunlich, wie schnell Tschernobyl aus dem Medieninteresse verschwand. Zwei ihrer russischen Bekannten, jünger als sie, die im näheren Umfeld des GAUs gelebt hatten, waren inzwischen ganz zufällig an Leukämie verreckt, obwohl diese Krankheit nie zuvor bei irgendeinem ihrer Vorfahren aufgetreten war. Die Frau des einen brachte noch kurz nach dem Tod ihres Mannes ein Kind zur Welt. Die Geburt erwies sich als schwierig, weil auch in ihr zufällig Krebs wucherte und der kleine Mensch verlor nach kurzer Zeit ebenfalls seine Mutter. Ebenso starb ziemlich sang- und klanglos das Kind einer Bekannten, die an einem Ausflug teilgenommen hatte, der justament zu dem Zeitpunkt des GAUs stattfand, von dem sie nichts ahnten, von dem aber, wäre die Welt rechtzeitig informiert worden, mensch hätte wissen können. Es war ein außergewöhnlich schöner Frühlingstag, wie geschaffen für ein Picknick. Die frohen, des langen Winters müden Menschen hielten sich fast den ganzen Tag im Freien auf. Allerdings überraschte sie auf dem Heimweg plötzlich aus wolkenlosem Himmel ein heftiger Regenguss und alle waren ziemlich durchnässt. Sie war schwanger. Zufall oder Fallout? Monate später kam ein Kindchen zur Welt, das seines Lebens nicht froh werden konnte und trotzdem von einer herzlichen Heiterkeit war, als müsse es das Glück zu leben auf wenige Jahre konzentrieren. Es war ganz zufällig mehrfach verkrüppelt, hatte spastische Probleme, litt unter einer neurodermitisartigen, nicht klassifizierbaren Allergie, dass es Gott erbarmte. Sein Körperchen war ewig wund, sah aus wie rohes Fleisch, es vertrug kaum eine Nahrung, blieb durch Wachstumsstörungen ein Zwerglein, war dabei aber blitzgescheit, bis es plötzlich an seinem siebten Geburtstag starb, als hätte jemand das Licht ausgeschaltet. Der kleine Mensch mahnte wie eine wandelnde, atomare Zukunftsvision. Von der soliden und gesunden Lebensweise seiner Eltern und ihrem genetischen Umfeld konnten die

Behinderungen nicht stammen. Das erste Kind war zwei Jahre vor dem GAU gesund auf die Welt gekommen und freute sich seines Lebens. Das dritte, dreieinhalb Jahre nach dem GAU geborene Kind, war und blieb ebenfalls kränklich. Danach und nach zahlreichen kalten Duschen gekonnter Verharmlosungskampagnen von Schädigungen durch Radioaktivität, wie sie nach dem GAU eilfertig durch die Fachmedizin lanciert wurden, gaben sie verunsichert auf, die Frau ließ sich sterilisieren.

Vor nicht allzu langer Zeit erst gestand man unter dem Druck der Tatsachen endlich ein, was diese Weißkittel so lange als unbegründete Ahnung hysterisch besorgter Mütter abgetan hatten, dass Kinder, die in der Nähe von Kernkraftwerken leben, um ein Vielfaches häufiger an Leukämie erkranken als andere Kinder. Wie kann das sein, wo sie doch alle so dicht und so sicher sind und Störfälle nie eine Bedrohung für die Außenwelt darstellen? Inzwischen sind Störfälle der Häufigkeit wegen fast zur Normalität geworden, die Atomwirtschaft krallt sich hartnäckig an ihren überalterten Anlagen und neuen Projekten fest, strahlende Reste werden zur Wiederaufarbeitung oder Lagerung quer durch Europa hin- und hertransportiert und schließlich in undichten Behältern in Bergwerken gelagert. Ein reger Handel mit handlichen Atomwaffen bestimmt ein neues Klima des Terrorismus und weitere Nationen sind im Besitz des Know-hows über den strahlenden Tod.

Und nun, jüngst, die nächste Warnung, Fukushima! Einmal mehr wurde den Menschen, trotz aller Hochtechnologie, die Ohnmacht gegen Naturkatastrophen deutlich vor Augen geführt, aber gleichzeitig, fast schon symbolisch im Land von Hiroshima und Nagasaki, die für die Erde und den Menschen unverträgliche kulturelle Alchemie wissenschaftlichen, menschenverachtenden Erfolgstrebens mit ebenso menschenverachtenden, verantwortungslosen Wirtschaftsinteressen. Was muss eigentlich noch geschehen, um dieses unselige Konglomerat, das sich auf globale Gültigkeit berufen will, solange in den Fokus globaler Kritik

zu stellen, bis all der unausgegorene Unfug dieser Provenienz aus der Welt geschafft ist?

Da war auch wieder die Angst durch all die von Menschen gemachten Umweltgifte und die Angst, aus Frust über den psychischen Müll der durch die Medien verbreiteten öffentlichen Meinung, die das Leben immer mehr zu einem öffentlichen Pissoir verkommen lässt, an Krebs zu erkranken und einer medizinischen Maschinerie ausgesetzt zu sein, die ihr Ende quälend verlängern würde, eine entsetzliche Zockerei um Wochen und Monate, in denen mensch ohnmächtig zum Spielball und Versuchskarnickel medizinischer und pharmazeutischer Interessen wird, wie Silvi sie schon mehrere Male aus kürzerer Distanz mit erlitten hatte. Zuletzt bei der Frau eines ehemaligen Lehrers, die ein lebenslustiger Mensch war, bis bei einer Routineuntersuchung plötzlich Krebs in fortgeschrittenem Stadium entdeckt wurde. Eine Nachricht, die sie eher gelassen aufnahm und die sie dazu veranlasste, befriedigt die schönen Tage ihres Lebens zusammenzuzählen. Daraufhin fasste sie, noch immer guten Mutes, den Entschluss, sich einer bewährten, alternativen Therapie zu unterziehen, um der Angelegenheit ihren guten, heilenden Lauf zu lassen oder dem Tod mit Würde entgegenzugehen. Aber da waren der Ehemann und der Sohn, die diese Ungewissheit nicht aushalten wollten und sie, gemeinsam mit dem Hausarzt, dazu überredeten, sich der Prozedur einer konventionellen Chemo- und Strahlentherapie zu unterziehen, unter der sie nach wenigen Wochen zusammenbrach und starb. Auch Silvi jagte die Krankheit selbst weniger Angst ein, als die schulmedizinische Behandlung, die den schon angeschlagenen Menschen in einen qualvollen Kampf mit den Nebenwirkungen der Therapie verstrickt und ihm, in lähmender Lethargie versunken und erschöpft, binnen Kurzem das Lebenslicht ausbläst. Einige Tage vor ihrem Tod besuchte Silvi diese Frau ein letztes Mal, um ihr wunschgemäß noch einmal all die Gedichte aufzusagen und vorzulesen, die sie so sehr geliebt

hatte. Sie entspannte sich und schien eingeschlafen zu sein. Als sie die Hand der Sterbenden nahm, um ihr für die größte ihrer Reisen alles Gute zu wünschen und sich mit einem Kuss auf ihre Stirn zu verabschieden, huschte ein sanftes, schwaches Lächeln über ihr ausgemergeltes, vom Tod gezeichnetes Gesichtchen. Dann fühlte Silvi, dass sich der Druck der Hand, die in ihrer lag unmerklich verstärkte, und als sich dieses rhythmisch wiederholte und die Todkranke plötzlich wieder die Augen öffnete und sie unverwandt ansah, wusste sie, dass sie ihr noch etwas Wichtiges mitteilen wollte. Sie beugte sich über sie, hielt ihr Ohr dicht an ihren Mund und hörte sie mühsam flüstern: „Mach das nie!“, und nach ein paar Atemzügen fügte sie hinzu: „Durch diese Therapien bist du schon innerlich tot, bevor du dich selbst entscheiden kannst, zu leben oder zu sterben.“

Ebenso meldete sich die Angst, den ohnehin durch die Normierungswut der Fortschrittsgesellschaft schon so eng zusammengestrichenen Rahmen der Selbstbestimmung durch eine Massenmacht völlig zu verlieren, die sich durch eine faschistoide, menschenverachtende Wirtschaftsform unaufhaltsam immer mehr und deutlicher in Richtung Faschismus treiben lässt. Das letzte Quäntchen Freiheit würde abgewürgt durch einen faschistischen GAU, der sich dieses Mal nicht an einer Nation oder einem Kontinent festmachen ließe, sondern global durch dumpfe Medienindoktrination bis in den letzten Winkel wirken würde. Eine Angst, die inzwischen ihre Berechtigung fand durch das Internet und seine perfekten indoktrinären und kriminellen Möglichkeiten, die seine verantwortungslosen Macher, bestärkt durch Fortschrittsjubiläum aus jeder Ecke der politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Landschaft, großzügig übersahen oder verschwiegen. Erst jetzt, gezwungen durch die Flut pornografischen Unflats, eine neue Form von Internetkriminalität und einen völlig aussichtslos gewordenen Kampf gegen neofaschistische Umtriebe, entwickelten sie, als hilflose Geste, mit Filtern sozusagen ein informatisches „duck and cover“, genauso

sicher und sinnlos, bestenfalls tauglich für eine Allroundbespitzelung, von der die Nazis und die Stasi nur träumen konnten. Ganz zu schweigen von der inzwischen durch Profitgier außer Kontrolle geratenen Gentechnik, die damals in den Hirnen einiger krankhaft ehrgeiziger, nobelpreisgeiler Frankensteins zu spuken begann, in bester Tradition der Nazibestien und ihrem Gleichschaltungswahnsinn. Auch dem letzten Idioten müsste mittlerweile klar sein, dass durch diesen irrsinnigen Crashkurs an der Natur, von der der Mensch auch ein Teil ist, getrost die Atombombe und jeder chemische Kampfstoff als altmodisches Vernichtungspotenzial ausgemustert werden kann. Mit Terminator-Genen und ähnlichen preisgekrönten Errungenschaften geht das viel schneller und profitabler und wäre gleichzeitig ein teuflischer Ersatz für Landminen jeder Art, ebenso unberechenbar, destruktiv und tödlich. Als sich dieser Wahnsinn als Goldgrube entpuppte, wurde er von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik zum unverzichtbaren Wirtschaftsfaktor und zum Optimum modernen Lifestyles hochgejubelt, leichtsinnig und verantwortungslos seine in der Genetik irreversiblen Folgen negierend und verdrängend. In ähnlicher Weise hat sich der Krieg total verändert, der jetzt den unbeteiligten Menschen propagandistisch als Friedensmission verkauft wird, genau wie Hitler und seine Crew völlig davon überzeugt waren, mit ihrer triebhaften Mordgier und nationalfanatischen Mission ihre Weltmachtansprüche rechtfertigen zu können. Das Militär degeneriert immer mehr zum Zwangsmittel von Ressourcensicherung und der Markteroberung für die Weltwirtschaft und damit auch für die Globalisierung geplanter Gentechnikprojekte. Wo der lange und mächtige Arm derer, deren Interessen durch die justament zu diesem Zweck erst in jüngster Zeit gegründete WTO vertreten werden, nicht hinreicht, muss das Militär herhalten. Wo sich kein Krieg provozieren lässt, kriecht man aus der Not und dem Hungerelend durch subventionierte Lebensmittelhilfen,

hinter denen sich nicht selten unverkäuflicher und verbotener, weil lebensbedrohlicher Gentechnikmüll verbirgt, unfreiwillige, jedoch für die Wissenschaft und Wirtschaft unverzichtbare Gentechnik-Gulags und jubelt ahnungslosen armen Bauern lizenzgebührenpflichtiges Saatgut unter, für dessen Bezahlung sie ihr Land verpfänden oder ihre Körper zwangsweise zu Organspenden für kranke, reiche, übersättigte Gentechspekulanten/-innen ausräumen lassen müssen. Aber jedwede gesunde ethische Vernunft scheint inzwischen von jedwedem kranken Wahnsinnstrend im Keim erschlagen zu werden, Fortschritt eben. Verblödet, verstrahlt, vergiftet, gentechnikverseucht – was als Nächstes, falls es noch ein Nächstes danach gibt, was dieses Mal zu bezweifeln ist.

Wen wundert es, dass bei alledem auch die Angst auftritt, die Silvi schon vor mehr als zwanzig Jahren beschlich, eines Morgens aufzuwachen und im Frühling, Sommer und Herbst keine Vogelstimmen, kein Insektensummen mehr zu hören, alles niedergemacht zu finden durch Wissenschaftsblödsinn, Prestigegeilheit und Politikereitelkeitswahnwitz.

Auch die weiblichen Grundängste stellten sich bei ihr wieder ein. Die Angst der Geringschätzung und Verachtung ihrer im Patriarchat eingerasteten Mitwelt ausgesetzt zu sein, weil sie sich angesichts all des zuvor Genannten, das mensch heute an Lebensmodalität zugemutet wird, nicht mehr vermehren wollte und auch keinen Sinn darin sah, sich in nationalistischer Anwandlung in einen alttestamentarischen Gebärgzwang hi-neinmanövrieren zu lassen, zu der Überbevölkerung des Planeten auch noch ihren Teil beizutragen oder das Futter für einen atomaren GAU zu liefern, wie früher Frauen Kinder als Kanonen- und Stellungskriegsfutter für die Machtkungeleien des zusammengeheirateten, säkularen und zerstrittenen, klerikalen Adels zu gebären gezwungen worden waren. Die Angst vor dieser diskriminierenden Art von Geringschätzung riss nicht nur tiefe Löcher in ihr Selbstwertgefühl, sondern zermürbte sie seelisch und

bürdete ihr einen ewigen Kampf auf gegen das Absacken in einen Opportunismus gegenüber der Massenmacht, einen Kampf darum, nicht auch ihr Leben zu einer Rolle zusammenzustreichen und zu einer ihr selbst fremden Larve zu degenerieren.

Diese Angst nährte eine andere, die Angst vor dem Alleinstehen, nicht vor dem Alleinsein oder der Einsamkeit, die sie als wohltuend empfand, sondern davor, auf Gedeih und Verderb einem Mob ausgesetzt zu sein, der sich nur noch von öffentlich anerkannten Lebensfloskeln antreiben lässt und alles, was irgendwie anders oder fremd erscheint, zum Spielball seines ewig schwelenden Hasses gegen sich selbst und untereinander macht. Ein Hass, dem sie gerade ausgesetzt war und später immer wieder ausgesetzt sein sollte.

Und schließlich war da die Angst davor, dass sich die alltägliche, chauvinistische Geringschätzung und Verachtung alles Weiblichen in einer Vergewaltigung entladen könnte, die sie für den Rest ihres Lebens psychisch zerbrechen oder dazu zwingen würde, einen oder mehrere Menschenscheusale zu töten, um sich ihre Selbstachtung und Würde zu erhalten, sich aber gleichzeitig die Schuld aufzuladen, Menschenleben ausgelöscht zu haben. Sie kannte das Leiden ihres Vaters an den Opfern, die er vermutlich, auch wenn er sich das niemals eingestand, im Krieg verursacht hatte, wusste um sein quälendes Schuldgefühl, gegen das keine Rechtfertigung half. Nach einem Vergewaltigungsversuch in ihrer Jugend, der ihr Leben mehr prägte, als sie zunächst erkennen konnte, hatte sie sich jedoch geschworen, dass solches an ihr nie mehr ungestraft geschehen würde, ganz egal, ob das demokratische Recht diese seelische Verwüstung immer noch als Kavaliersdelikt und Lappalie irrlichternder, verzeihlicher, männlicher Gier betrachten würde.

All diese Ängste brachen sich in diesem Kanal von Furcht, die jetzt durch diese faschistischen Attacken in ihr aufstieg, wieder Bahn, und ein Verdacht begann sich zu regen, dass

alles irgendwie zusammenhing, der gleichen, üblen Stinkgrube angehörte, die sie um sich brodeln fühlte und gegen deren Sog sie permanent versuchte anzukämpfen, um nicht darin zu ersaufen, denn zu schwimmen darin hatte sie nie gelernt.

Das und mehr bäumte sich plötzlich wieder in ihr auf, wie entfesselt, in der Verdrängung zum Monster ausgewachsen, und sie kämpfte mit einer kalten Wut gegen diese faschistoide Normalität unter einer heilen Welttapete.

Ihre Flucht schien auf die Faschisten ermutigend gewirkt zu haben. Keine Woche später polterte nächtlicher Besuch an der Haustür und an den Fensterläden. Schon seit Längerem schlief sie mit ihrem handlichen japanischen Küchenmesser unterm Kopfkissen und einer dynamisch beherrschbaren, halb gefüllten Mineralwasserflasche neben dem Bett, legale Waffen, die sie, wie sie es in einem Kurs gelernt hatte, zur Selbstverteidigung einsetzen würde. Falls ihr jemand mit lebensbedrohlichen Absichten zu nahe kommen würde, wäre das das Letzte, was in seinem Leben geschähe, dazu war sie entschlossen. Durch das Gepolter geweckt, fuhr sie hoch, ihr Herzklopfen raste für ein paar Sekunden, und der Atem drohte ihr auszugehen. Sie zwang sich, kontrolliert zu atmen und holte mit sonderbar eisiger Ruhe das Messer unter dem Kissen hervor, steckte es griffbereit im Gürtel ihrer Schlafanzugjacke fest, griff die Flasche und stellte sich hinter die Eingangstür, die mit einem Stopper gesichert war.

Es war, als hätte sie das schon hundertmal geübt, dabei hatte sie das „Was wirst du tun, wenn“ zuvor nur wenige Male in Gedanken durchgespielt. Bisher hatte sie dazu geneigt, Situationen, die eskalieren könnten, auszuweichen, da ihr durch ihre Erziehung eingebläut worden war, niemanden verletzen zu dürfen, weder verbal noch tätlich noch durch Rücksichtslosigkeit. Ein Verhalten, das ihr schon öfter den Vorwurf der Feigheit eingebracht hatte, was sie nicht daran hinderte, Vernunft walten zu lassen, wo und solange es nur ging. Halblautes Verständigungsraunen

verriet, dass es sich um mehrere Personen handelte. Wollte man ihr nur Angst einjagen oder tatsächlich die bisherigen Drohungen in die Tat umsetzen? Ein paar Mal wurde am Türknauf gerüttelt, und jemand warf sich gegen die Türfüllung. Da Silvi die Feigheit dieser Typen, deren fragwürdiges Heldentum nur als Masse funktioniert, kannte und weil sie dem Terror endgültig ein Ende bereiten wollte, raffte sie ihren Mut zusammen und schloss die Tür auf, in der Hoffnung, wenigstens zweien davon überraschend eine verpassen zu können und damit den Rest endgültig in die Flucht zu schlagen. Die Gefällten hatte sie vor, behördengerecht zu verpacken und abzuliefern. Noch bevor sie die Kette gelöst hatte, hörte sie plötzlich lautes Stimmengewirr, Schritte, Laufen, sich entfernend. Sie schloss wieder ab, horchte noch eine Weile nach Geräuschen und Stimmen, doch es blieb still. Schließlich wankte sie erschöpft zu ihrem Bett, verkroch sich in die Ecke, in der es stand, wickelte sich in die Decke und wartete, bis das Zittern, das jetzt einsetzte, wieder nachließ. Ihr Kopf war leer, sie war hellwach und furchtbar müde zugleich.

Am nächsten Tag sprach sie der Gärtner an, dem bei der Rückkehr von seiner Schicht ein halbes Dutzend Typen in Tarnkleidung, vermummt und in Springerstiefeln, auf dem Gartenweg begegnet waren und ihn fürchterlich erschreckt hatten. Sie erzählte ihm alles haarklein und er versprach ihr, so gut er es mit seiner Behinderung könne, zu helfen. Von seinem Küchenfenster aus konnte er ihre Haustür beobachten und notfalls, sollte sie nicht mehr dazu in der Lage sein, die Polizei rufen, falls es nochmals zu so einem Vorfall kommen würde und falls er dann gerade zu Hause wäre. Dafür bedankte sie sich überschwänglich, und im gleichen Moment wurde ihr bewusst, dass ihre Nervenkraft sich nach diesem nun schon mehrere Monate andauernden Terror ihrem Ende zuneigte.

„Ach übrigens“, meinte der freundliche Mensch schon im Weggehen, „da gibt es einen von denen in der

Nachbarschaft, keine der üblichen Glatzen, eher unauffällig, ganz der Großvater, der war auch schon ein Erznazi.“ Auf ihr erstauntes „Ach ja?“ ergänzte er, der Vater des braunen Sprosses wähle nur schwarz, weil er sich nicht getraue, offiziell braun zu sein, und von solchen gäbe es ja jede Menge. Er nannte einen ihr unbekannten Familiennamen, den sie sich merkte.

Den Ratschlag ihres unpolitischen oder antifaschistischen Umfeldes, auszuziehen und die Wohnung zu wechseln, schlug sie in den Wind. Das könnte ihr überall passieren, ahnte sie. Außerdem wollte sie sich von diesem Lumpendreck nicht einschüchtern, unterkriegen und verjagen lassen. Die Angst ihrer Eltern vor den Faschisten sollte sich nicht auch bei ihr festhaken und sie stumm machen.

Nach der Hetzjagd durch den Garten hatte sie den Gedanken noch verworfen, aber jetzt entschloss sie sich doch, zur Polizei zu gehen, nahm sich jedoch vor, über ihre antifaschistische Gesinnung keine Silbe zu verlieren, um die Ordnungshüter nicht von vornherein gegen sich voreingenommen zu stimmen. Mann brachte ihrem Anliegen ein vages, träges Desinteresse entgegen, von den beiden Beamten auf der Wache wurde sie nach dem Motto abgewimmelt: „Kommen Sie wieder, wenn Sie tot sind, solange Sie leben, können wir nichts für Sie tun. Wenn da wenigstens eine Sachbeschädigung wäre oder irgendetwas Gestohlenes oder so, ja dann, aber so ...“ Als sie die Sache mit dem Autodach und der Propagandaflut erwähnte, meinten sie, ja jetzt, wo es geflickt wäre, sei es zu spät und die Prospekte, na, die könne ja wohl jeder da reingeworfen haben.

Die nächste Sachbeschädigung ließ nicht lange auf sich warten, sämtliche Kotflügel, Türen und die Motorhaube bekamen durch Tritte oder Schläge nacheinander ein anderes Design.

Silvi ging abermals auf das Revier und wollte nun wegen Sachbeschädigung eine Anzeige erstatten und wurde wieder belehrt, dass das im Prinzip jeder gewesen sein könne. Aha, dämmerte ihr so langsam, das Gesetz samt Hüter ist also nicht für jeden da, denn in anderen Gegenden funktionierte das mit der Sachbeschädigung und der Polizei etwas anders, beispielsweise in der noblen Villengegend eines Bekannten, Sohn eines angesehenen Chefarztes. Da erscheinen bei gelegentlichen Krätzerchen durch Fahrradfahrer an Nobelkarossen gleich zwei Streifen, auch wenn der Fahrradfahrer-GAU schon seit zwei Tagen Vergangenheit war.

Eines Morgens schließlich war ihr Auto komplett mit Hakenkreuzen zugeschmiert, ein anderthalb Quadratmeter großes auf der Motorhaube, ähnlich umfangreiche auf jeder Tür, auf dem Dach und der Heckklappe und jede Menge kleinere auf dem restlichen Blech und Glas, die sie bis auf den letzten Millimeter bedeckten. Sie mussten vollkommen ungestört ihr akribisches Werk vollbracht haben. Bemerkenswert, wo doch nachts eigentlich auch in dieser Gegend immer irgendwelche Anwohner mit ihren Hunden unterwegs waren oder andere Menschen zu Fuß, per Fahrrad oder motorisiert. Jedenfalls gab es kaum eine Gelegenheit, zu der Silvi nicht nachts, wenn sie zu verschiedensten Zeiten nach Hause kam, irgendwer begegnet wäre. Sie wurde schon längst den Verdacht nicht mehr los, dass ihre Nachbarschaft das ganze Geschehen äußerst gespannt und genüsslich verfolgte. So etwas ist interessanter als schablonisierte TV-Krimis, sozusagen hautnah, live und trotzdem aus sicherer Warte.

Hakenkreuze sind nicht mehr „im Prinzip jeder“ beschloss Silvi und ging wieder zur Polizei. Ungeduld machte sich Luft.

„Eine Anzeige bringt nichts, glauben Sie mir’s endlich!“, herrschte sie der Beamte an, „In ein paar Wochen wird die Anzeige abgehakt und ausgebucht, und damit hat sich’s. Sie machen uns nur unnötige Arbeit!“

Sie bestand auf einer Anzeige und sei es nur für die Statistik über das Unwesen von Neofaschisten. Wütend riss

ihr der Staatsdiener ihren Ausweis aus der Hand und hackte per System Adler ihre Daten in ein Formular. Beim Grund „Hakenkreuze auf Kraftfahrzeug“ angekommen, meinte er süffisant grinsend, sie solle sie zählen und vermessen, aber alle, und ihm die Liste vorbeibringen, und ergänzte, wieder sachlich geworden, todernst, anschließend müsse sie sie entfernen, denn mit den Kreuzen auf dem Auto dürfe sie nicht herumfahren, das sei Nazipropaganda, und die sei verboten. Sie dachte sich etwas Hässliches, was mit ihrem Achtern zu tun hatte, nahm die Kopie der Anzeige und verließ die Wache.

„Er will mich verarschen!“, dessen war sich Silvi sicher, „vermutlich hat er das Formular, sobald ich sein stinkiges Büro verlassen hatte, in den Papierkorb geworfen. Mit ‚dem‘ Auto he-rumfahren, womöglich noch auf dem Firmenparkplatz neben den Protzkarren meiner Vorgesetzten parken. Du liebe Zeit, wer hat denn diese Null gewählt?!“

Silvi reichte es, sie fragte die Antifaschisten nicht mehr um Rat und auch sonst niemanden mehr. Sie war wütend und sie kämpfte mit der Angst, weil die Typen immer dreister wurden, vermutlich ermutigt durch die vollkommene oder bestätigende Ignoranz vonseiten der Nachbarschaft, ebenso durch Silvis Ohnmacht gegen ihren Terror, und offenbar waren sie sich auch absolut sicher, dass sie von der örtlichen Polizei nichts zu befürchten hatten.

Da sie den Namen des Nachbarn mit dem Faschosohn kannte, suchte sie die Nummer aus dem Telefonbuch, verwarf aber dann den Gedanken, dort anzurufen, wieder. Das war keine Sache, die sich am Telefon erledigen ließ. Wenn sie etwas ausrichten wollte, musste sie hingehen und die Bagage herausklingeln und zur Rede stellen. Würde das etwas bringen? Das sind Faschoprolls, solche Leute lügen wie gedruckt, streiten wie in einem Reflex prinzipiell erst einmal alles ab und fühlen sich über jedes Gesetz, außer ihr eigenes, erhaben. Das könnte ins Auge gehen. Außerdem ging es nicht nur um den einen, dem Gärtner waren sechs begegnet, darunter mehrere Eindeutige, Kahlgeschorene.